



Julian Rösler & Mick Zander

„Chemia / Chemo“ von Bartosz Prokopowicz – Filmrezension

„Chemo“ ist ein Seil, das zwischen magischem und Hyper-/Realismus, „Heuler“ und Liebesdrama zu einem Film gespannt wird, der sowohl mit seinem Tonfall als auch den Emotionen seines Publikums spielt.

Bartosz Prokopowicz brachte 2015 mit „Chemia / Chemo“ seine erste Langspiel-Regiearbeit auf die Leinwand und verarbeitete darin die Geschichte seiner Frau Magdalena, die 2012 an Krebs starb. Magdalena Prokopowicz gründete im Laufe ihrer Erkrankung die Stiftung [„Rak 'n'Roll“](#), die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Schweigen über Krebserkrankungen in der Öffentlichkeit zu brechen, und u. a. Schwangeren mit Krebsdiagnose dabei hilft, sowohl ihr Kind auszutragen als auch eine Chemotherapie zu beginnen. Der Film will nicht nur an Magdalena Prokopowicz erinnern, sondern auch an die immer noch existierende Stiftung.

Auf eine Exposition der Protagonist(inn)en verzichtet Prokopowicz fast vollständig und wirft uns stattdessen direkt in die Handlung. Lena, die Protagonistin des Films, kündigt theatralisch ihren Job. Benek, Lenas zukünftiger Liebhaber und Ehemann, wird entlassen, als er sich bei einem Fotoshooting nicht mehr unter Kontrolle hat und seine Auftraggeber/innen verhöhnt.

Hier beginnt der gemeinsame Weg von Lena und Benek. Ungeschützter Sex, Tanzabende, Sonnenaufgänge und Spazierfahrten auf der Gegenseite – ohne Skrupel und den Druck eines geregelten Lebens nehmen sie alles mit, was auf ihrem Weg liegt. Das Ganze sieht aus, als würde man Amélie samt Lover von einem Manager eines Instagram-Influencers mit einer Peitsche durch die Szenerie treiben lassen. Der magische Realismus des ersten Drittels von „Chemo“ bahnt sich seinen Weg rücksichtslos auf dem Rücken seiner Protagonist(inn)en, um genau so aufzudecken, was die beiden bewegt und sie auf diesem überzeichneten Selbsterstörungstrip hat gehen lassen.

Wir erfahren, dass Benek nicht mit dem Suizid des Vaters umgehen kann und seitdem an Selbstmord denkt. Er hat sich sogar eines seiner Zimmer in eine Hinrichtungsstätte umgebaut – original mit schwarzen Wänden sowie dem obligatorischen Strick, zentral im Raum angebracht. Lena dagegen ist nicht suizidal. Ihre Last ist die Brustkrebsdiagnose, von der sie wohl, kurz



bevor der Film in die Handlung einsteigt, erfahren hatte. Anders als Benek ist Lena keine Person, die in tiefe Trauer verfällt, um den Rest ihres Lebens mit freudlosen Gesicht abzuwarten. Stattdessen hat sie sich auf ein Abenteuer mit Benek eingelassen, dessen Konsequenzen sie nicht abschätzen konnte – oder wollte.

Mit Lenas Schwangerschaft bricht die Magie und lyrische Romantik des ersten Drittels ab. Von hier an mäandert Lenas Leben um das Kind, um Benek (der sich von hier an als Figur nicht weiterentwickelt), den Krebs, ihre Therapie, die Verstümmelung ihres Körpers sowie den restlichen Alltag.

Prinzipiell ist der Film hier in der Tiefe seines Plots bereits erzählt. So einfach das Handlungsgewebe auch scheint, kratzt es doch nur an der Oberfläche. Das emotionale Drama, in dem sich die Figuren befinden, ist derart komplex inszeniert und wirr, dass sich jedes Genre in der Szenerie manifestiert. Beispielsweise entspricht das Grauen, das Lena mit der ständigen Veränderung ihres Körpers erlebt, beinahe dem Bodyhorror, wie er David-Cronenberg-Filmen vorkommt. Dagegen erinnern ihre entkörpernten Schreie samt Verfremdung an Polanskis „Der Mieter“. Der emotional labile und unaufmerksame Benek scheint in seiner Erbärmlichkeit aus einer Sitcom gefallen zu sein. Sowohl „Die fabelhafte Welt der Amélie“ als auch ungezählte Liebesschnulzen finden sich in „Chemo“ wieder.

Prokopowicz hat einen erstaunlichen Film geschaffen, dessen Überladung an Symbolismus, Genrevermengungen und schauspielerischer Leistung sein Publikum durchaus fordert. Es ging Prokopowicz weder darum, einen Lehrfilm zur gesellschaftlichen Diskussion der Diagnose Krebs zu drehen, noch darum, einen herzerreißenden, aber dennoch schönen Liebesfilm zum gemeinsamen Kuscheln zu produzieren. Magdalena, seiner an Krebs verstorbener Frau, hat er mit diesem Film einen Kenotaph geschenkt.

Prokopowicz findet über den ganzen Film hinweg keinen Zugang zu einem einheitlichen Stil oder einer einheitlichen Ästhetik. Lediglich der Verfall der Figuren bleibt konstant. Dazu kommen etliche künstlerische Fehlentscheidungen wie die Ignoranz des Drehbuchs dem Kind gegenüber oder die erzählerisch überflüssigen Musik- und Animationsszenen, die im Filmfluss vehement stören. Dennoch ist der Film aufgrund seiner künstlerischen Skrupellosigkeit äußerst sehenswert. Eine solche Aufrichtigkeit gibt es selten.



Die Rezension erscheint begleitend zur Filmreihe „[Körper im Film](#)“ des Aleksander-Brückner-Zentrums für Polenstudien in Kooperation mit dem PUSCHKINO und dem Polnischen Institut Berlin – Filiale Leipzig / filmPOLSKA, unterstützt vom Studierendenrat der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Sanddorf-Stiftung, der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.